

## Geschichten aus den Allgäuer Städten

### Ein Trauer-Marsch. Wir erkunden Wangen, die heiter-sonnige Stadt hatte einst eine besondere Nähe zum Tod

Wir machen uns auf den Weg, erkunden die Städte des Allgäus in Rund- und Spaziergängen, Betrachtungen und Gesprächen. Wir? Eine Fotografin und ein Autor aus Hamburg, zwei erfahrene Reisejournalisten, die ihrer Sammlung an Länderpunkten einen neuen hinzuzufügen wollen – das Allgäu. Ein Stadtportrait von Susanne Baade und Dirk Lehmann

Und dann spuckt uns dieser verdruckte Allgäuer auf die Schuhe. Um uns fangen alle an zu lachen. Wir stimmen schnell mit ein. Denn es ist ein milder Sommertag, die Sonne wärmt selbst in die engen Gassen zwischen den dicht beieinander stehenden Häusern. Pah, was kann uns da schon das bisschen Wasser ab?

Der so genannte „Spuckbrunnen“ ist eine der vielleicht bemerkenswertesten Sehenswürdigkeiten, denn man hört sie schon von Weitem. Anfangs wundert man sich, warum es immer wieder zu Gelächter kommt in der Kleinstadt Wangen. Bis man schließlich den Ort des Amusements ausgemacht hat und selbst zum Gespött der Leute wird. Da steht man vor dem Brunnen, liest die Redensart von den verdruckten Allgäuern, wonach von sechs aufeinander liegenden der unterste genau so ein Schlitzohr ist wie der oberste. Und quasi zur Illustration speit eine Figur, deren Gesicht offenbar dem einstigen Bürgermeister nachempfunden wurde, in regelmäßigen Abständen Wasser.

“Wenn ma 6 Allgaier beinand beigt, no isch dro obscht so vrdruckt wie dr undrscht!

Wir erleben Wangen aber gar nicht so sehr als Stadt der Schelme, sondern eher als einen Ort, in dem es ein ganz bemerkenswertes Nebeneinander von Leben und Sterben gibt. Und die erste Begegnung mit dem Tod haben wir bei einem Bier. Dazu reicht man in Wangen ein etwa ellenknochen-langes, mit Kümmel und Salz gewürztes Brot, dessen Rezept eigentlich einfach und doch ein Geheimnis ist – das Brot heißt „Seele“.

Damit beginnt unsere Reise ins Jenseits. Das Brot wurde einst nur am Tag nach Allerheiligen gebacken, auch Allerseelen genannt. Allerheiligen gedachte man der Heiligen, an Allerseelen all der anderen armen Schweine – und vor allem an die wurden an jenem Tage diese Brote verteilt. Auch deshalb heißen sie Seelen. Es gibt zudem die Theorie, deren Form hänge damit zusammen, dass man einst dachte, die Seele könne nur im längsten Knochen des Menschens wohnen, und das ist nunmal der Oberschenkel-Knochen.

Wir stehen auf dem Platz hinter St. Martins, einer kleinen Kirche mit Turm, mit lindgrünen Verzierungen bemalt, das Dach dunkelgrün. Hier war einst der Friedhof der Stadt. Denn früher wollte man so nah wie möglich am Allerheiligsten begraben sein. Je näher dran, so dachte man einst, um so eher kommt man hier auch wieder weg, wenn es ins Leben nach dem Tod geht. Und deshalb waren die Plätze ganz nahe der Kirche vor allem den Reichen und Adligen vorbehalten. Spenden brachten einen einst auch näher zu Gott.

Aber der Friedhof wurde bald schon zum Problem. Viel zu wenig tief hatte man die Leichen vergraben. In den Jahren der Pest, kurz nach Beginn des 17. Jahrhunderts, wurden die hygienischen Probleme offenbar. Mehr als die Hälfte der Einwohner Wangens starben. Heute erinnert eine recht nekrophile Skulptur an den Tod mitten in der Stadt – ein schwarzes Labyrinth, ein Totenschädel, die Doppelhelix der DNA, ein Stück Stahl, geformt wie eine Seele.

Unbestrittene Meister im Seelen-Machen sind die Männer vom Fidelisbäck. Sie rühren bereits frühmorgens den Teig an, der immer wieder liegen und gehen muss. Denn so eine Seele braucht viel Ruhe. Seit mehr als 500 Jahren wird das Wangener Brot hier nach alter Tradition hergestellt. In der Backstube in der Paradiesstraße.

Die führt uns hinaus durch die Stadtmauer. Längst ist der Ort über seinen mittelalterlichen Kern hinaus gewachsen. Einst ging man vor allem durch das Tor, um die Toten zu beerdigen. Auch wir lassen nun das Martins-Tor hinter uns, queren eine größere Straße, folgen einer Gasse und schreiten durch ein kleineres Tor in eine von Mauern umgebene, wild-romantische Grünanlage. Der "Alte Gottesacker", der Friedhof der Pest-Jahre, wurde nach Vorbild der italienischen Renaissance in einen zauberhaften Park umgewandelt. Große Bäume wiegen sich im Wind, Blätter rascheln, ein Brunnen plätschert.

Wir schreiten den Arkaden-Gang ab, lesen die Epitaphe auf einigen der hier angebrachten Grabtafeln. Ein Schutzengelkapuzinerkloster soll es hier gegeben haben, doch davon ist nichts mehr zu sehen. Dafür wurde die kleine, von außen schlicht wirkende Rochus-Kapelle vor wenigen Jahren aufwändig restauriert. Nur im Rahmen von Führungen kann man hinein gehen. Und lässt dann kaum noch die Augen von der Decke: 66 Bildtafeln, handgemalt im 16. Jahrhundert, zeigen das Leben Christi und seiner Jünger.

Die Kapelle wurde mit großem Eifer gestaltet, aber offenbar auch in großer Furcht. Überall sieht man kleine Ungenauigkeiten der Handwerker. So war der Altar wohl zu groß geraten und ließ sich kaum in das Gebäude einfügen, ein Wangener Maurer schlug schließlich beherzt eine Nische in die Wand. Und es passte. Es sind solche Details, die zeigen, dass das kleine Gotteshaus mit der Schutzpatronin für die Pestkranken ein Ort war, an dem sich Leben und Tod begegneten – und den Lebenden muss es mir hier immer auch ein wenig mulmig gewesen sein.

Wir kehren zurück in die Stadt, passieren das Gebäude, in dem lange die „Bruderschaft zum guten Tod“ residierte, die hier vor 150 Jahren gegründet wurde. Und erreichen die Spitalskirche. Schon die Anordnung der Gebäude, das Ineinander von Kirche und Seniorenheim, der Umstand, dass es eine Türe für die Gebrechlichen gab, macht erneut klar, wie sehr Wangen einst mit dem Tod verbunden war. Wallfahrten aus vielen Ländern brachten Menschen her, auch mit der Sehnsucht – hier zu sterben.

Vor der Kirche scheint die Sonne. Es ist sehr warm geworden. Und wir gehen über die Pflastersteine zurück zum Marktplatz, von wo uns wieder Gelächter entgegenschlägt. Erneut wurde jemand Opfer des Spuckbrunnens. Auf dem Weg dahin passieren wir einen Kupfer-Schuh auf dem Pflaster. „In Wangen bleibt man hängen“, heißt in einem Narrenlied, das man zum Karneval sang. Es preist die Schönheit der Stadt, die keinen Prater hat und keine Reeperbahn...

Es steht für die Spitzbübigkeit der Wangener, wie sie das Lied illustrieren. Inzwischen ist der Tourismus der Todgeweihten nur noch ein historischer Stadtrundgang, man wandelt mit großer Neugier durch die vergangene Kultur. Und endet schließlich in einem der Cafés auf dem Marktplatz. Wir bestellen zwei Bier, zwei Seelen, blinzeln in die Sonne, die inzwischen unsere Schuhe getrocknet hat. Wir grinsen über das Gelächter. Wir bleiben einfach noch.

Wangen entdecken. Der historische Stadtrundgang ist ein Muss für alle Besucher dieses schönen Ortes.

Seelen-Bäcker. Bei Fidelisbäck kommen seit 500 Jahren die besten Seelen aus dem Ofen.

### **In Fußstapfen gehen – Leutkirch ist ein Ort, der Besonderes möglich macht**

Und dann entsteht ein Moment, in dem alles auf wundersame Weise zusammenpasst. Man hat sich bereits eine ganze Weile unterhalten, eine gewisse Vertrautheit ist entstanden, und plötzlich scheint alles um einen herum zu verschwinden. Da ist nur noch das Gegenüber, das Gespräch – und man sagt den ungeheuerlichen Satz, den man wahrscheinlich sonst nie gesagt hätte: „Die Leute haben immer so getan, als hätte ich das gemacht, um der Stadt Leutkirch zu dienen, quasi einen Gefallen zu tun“, Dassel winkt ab. „So ein Blödsinn! Ich habe den `Talk im Bock´ erfunden, weil ich selbst Bock darauf hatte. Ich habe es für mich gemacht!“

Bernd Dassel kennt solche Momente, in dem ein öffentlich geführtes Gespräch jene Intimität bekommt, die ihm eigentlich nicht gebührt, der Moment, in dem man vor Publikum etwas sagt, was eigentlich am besten im vertrauten Kreis geblieben wäre. Seine Talk-Runde unterm Dach des alten Bock-Gebäudes der Stadt Leutkirch – deshalb auch „Talk im Bock“ –, lebte davon. Wie

alle guten Talkshows von solchen Momenten leben. Vorausgesetzt, sie haben einen guten Talk-Master. Und Bernd Dassel war ein verdammt guter Talkmaster.

Ihm gelang es, viele bekannte Persönlichkeiten in die kleine Stadt einzuladen: Maybrit Illner war hier und Judith Rakers, Roman Herzog und Michael Stich. Von ihnen erzählt Dassel nun, während wir im Lamm 3 sitzen, einem liebevoll eingerichteten Café mit Laden, bzw. Laden mit Café in der Lammgasse. Kopfsteinpflaster, eng stehende Häuser, Efeu, die Sonne spielt mit den roten Dächern. Dassel erzählt, wie er seinen Gesprächspartnern Geheimnisse abrang, Emotionen frei legte, Begeisterung auslöste, ja fast Freundschaften bildete.

Wie kam es, dass so eine zauberhafte Stadt zum Austragungsort spannender Rededuelle wurde, die man eher in Metropolen mit eigenen Fernsehsendern erwarten würde? Ach, das ist leicht erzählt. Jeder kennt das Klischee vom leidenschaftlichen Journalisten. In schlechten Hollywood-Filmen ist das eine schmierige Type, der für eine gute Geschichte seine besten Freunde – so er denn welche hat, opfern würde. Im wahren Leben aber sind das Menschen, die immer in Geschichten und Interviews denken, in Begegnungen und Notizen, in Storys eben. Solche Menschen arbeiten quasi ständig und sind doch nie burnout-gefährdet. Denn sie lieben, was sie tun. Wie Dassel.

Der frühere Radiomoderator hat für verschiedener Sender gearbeitet, vor allem für SWR und RIAS. Bis er sich irgendwann eher zufällig mit dem Thema Ruhestand konfrontiert sah. Und da jemand, der für das was er tut brennt, nichts so sehr fürchtet, als dass diese Flamme irgendwann runtergedreht werden würde, fachte er sich ein neues Feuerchen an. Und Dassel wendete sich an die Stadt, ob sie denn nicht ein Talkshow-Format finanzieren würde. Er würde prominente Gäste in den kleinen Ort holen. Dabei ging es ihm nicht um Geld, ein Honorar wollte er nicht, und die Gäste sollten ihres bestenfalls spenden. Es ging ihm nicht um Ruhm. Es ging um seine Leidenschaft. Um das Feuer. Das aber sagte er niemandem.

Leutkirch ist eine Stadt mit 20.000 Einwohnern, sie liegt im Westallgäu, gehört zu Baden-Württemberg und überrascht den Besucher mit dem Liebreiz historischer Gebäude, belebt von der Wirklichkeit einer vitalen Stadt, durchzogen von verblüffend viel Moderne: Das um 1378 erbaute Gotische Haus zählt zu den bedeutendsten Denkmälern Südwürttembergs, davor recken sich aus grobem Holz geschlagene Skulpturen Klaus Priors. Vor dem barocken Rathaus kann man in einem der Café auf Stühlen sitzen, deren Design an den Funktionalismus anknüpft, und von der Festungsanlage blieb der Pulverturm und das Gänsbühl mit Bockturm und Bocksaal.

Ihn hat Dassel mit seiner Talkrunde belebt. Der Talk im Bock wird bleiben, der Talkmaster selbst jedoch ist ausgestiegen. Schon seit einiger Zeit leidet der noch immer vital wirkende Mann unter einer Vielzahl von Erkrankungen, mehrere Herz- und Knieoperationen, ein Nerven- und ein

Hautleiden. Dassel zählt weitere auf, winkt ab, es ist ihm eher lästig als dass er Mitleid erzeugen will. Dass seiner Lebensenergie in Folge gesundheitlicher Probleme das Feuer ausgeht, das ist für ihn so offenbar unfassbar wie die ungeheuerliche Frage im perfekten Talk-Show-Moment.

Ob er mit einem guten Gefühl gehe? Dassel lächelt. Ja, er hat sein Leben gelebt. Nicht immer gesund genug, er hat vielleicht den Alkohol zu sehr geliebt, aber es gebe nichts zu bedauern. Er war ein erwachsener Mann. Genau so spricht er jetzt auch über den Tod, aufrecht, ernst, mit einem Lächeln im Gesicht mit den strahlend blauen Augen über rot leuchtenden Wangen. „Mich freut es, dass der Talk im Bock weiter geht. Aber ich finde es furchtbar, dass ich ihn nicht mehr führen kann.“

Es spricht für die Lebensqualität einer Stadt, dass sie Menschen dazu bringt, Besonderes zu leisten. Leutkirch weckt offenbar Kräfte. Und wer diese Kraft nicht aus der historischen Innenstadt ziehen kann, der möge sich in ihr Umland begeben. Wie es Otl Aicher einst tat. Der Gestalter, der die Piktogramme für die Olympischen Spiele 1972 erfand, viele moderne Designlösungen und mehrere Schriftarten, die wir heute mit großer Selbstverständlichkeit verwenden, hatte sein Atelier im Orteil Rotis. Der Weg dahin führt durch eine Landschaft, die alle Allgäu-Klischées bedient – es geht durch Hügellandschaften mit zauberhaften Eichen-Alleen, durch Birkenhaine und über Bäche, vorbei an Höfen und in die Ferne tanzenden Weiden, auf denen braune Kühe grasen. Bis man schließlich jenen Ort erreicht mit Aichers Atelierhäusern.

Ja, man spürt die Kraft dieser Stadt. Leutkirch bewegt viel. Ein Ort für Menschen, die es lieben, Dinge anzustoßen, die Veränderungen nicht scheuen. Bernd Dassel ist so einer. Otl Aicher war einer. Und schon ist es inspirierend, diesen Ort zu besuchen. Wir werden wieder kommen.

Mehr als Talk. Alle Infos zu Leutkirch findet man auf der Website der Stadt, es gibt diverse Sehenswürdigkeiten, viel Geschichte und tolle Gastgeber.

Mehr als Tee. Wir haben uns sehr wohl gefühlt im Lamm 3, einem schönen Café in der Lammgasse Leutkirchs, es gibt auch eine sehr leckere scharfe Möhrensuppe mit Kokos und Ingwer.

Mehr als Gerede. Die Veranstaltung „Talk im Bock“ läuft auch ohne Bernd Dassel weiter.

Mehr als Typo. Dem Geist eines großen Gestalters nachspüren kann man in den Ateliers in Rotis.

## **Die Stadt der starken Frauen**

Wir machen uns auf den Weg, erkunden die Städte des Allgäus in Rund- und Spaziergängen, Betrachtungen und Gesprächen. Wir? Eine Fotografin und ein Autor aus Hamburg, zwei erfahrene Reisejournalisten, die schon viele Stempel und Visa in ihren Reisepässen haben, und

ihrer Sammlung an Länderpunkten einen neuen hinzufügen – das Allgäu. Ein Stadtportrait von Susanne Baade (Fotos) und Dirk Lehmann (Text).

Ein Privileg ist es, hier stehen zu dürfen. Über 155 Stufen ging es nach oben. Die meisten davon aus Holz, ausgetretene Dielen, passgenau in die Wangen einer engen Stiege eingefügt. Wenn man die Hand auf das Holz legt, meint man in ferne Zeiten hineinzufühlen. Dabei lässt sich bei der Silvesterkirche in Mindelheim selbst für Experten nicht so ohne weiteres sagen, was in welcher Zeit gebaut wurde. Ihre Ursprünge reichen zurück bis in das Jahr 1409. Doch wurde sie immer wieder umgebaut, auf Barock getrimmt, quasi den Moden der Architektur angepasst, bis man sie 1804 – fast 400 Jahre nach der Grundsteinlegung – säkularisierte. Inzwischen ist die Silvesterkirche ein Museum, hier werden Turmuhren ausgestellt. Und es hat durchaus etwas bizarres, in unserem Zeitalter der Miniaturisierung vor solch großen Werken zu stehen.

Uhren messen die Zeit nicht bloß. Uhren erzeugen die Zeit, als Maß das Leben einzuteilen. Und Turmuhren verteilen dieses Maß. Sie überragen eine Stadt, ein Dorf, eine Region. Ihre Glocken tragen das Werk ihrer Arbeit weit hinaus. Ein Schlag für die Viertelstunde, zwei für die halbe, drei für Dreiviertel und schließlich vier Schläge für die volle Stunde, denen dann die Stundenschläge folgen. Zeit und Raum. Bild und Ton. So ist ein Turm mit seiner Uhr auch ein Motiv des Lebens und seiner Rituale. Und man steht hier oben, fast an der Spitze des 49 Meter hohen Kappelturms und überblickt sein Reich.

Ich weiß nicht, ob ich vor meiner Reise in diese schöne Kleinstadt in bayerisch Schwaben zweifelsfrei hätte sagen können, wo sie liegt. Vielleicht nicht. Jetzt stehe ich hier oben und versuche mich zu orientieren. Da das Tor, durch das ich gekommen bin. Zu Teilen steht die Stadtmauer noch, eine ihrer wichtigsten Eintrittspforten ist das Obere Tor mit seinen Erkertürmchen und der "Arme-Sünder"-Glocke, die bei öffentlichen Hinrichtungen läutete. Wie das von statten ging, erzählt der Stich eines Augsburger Künstlers, der beschreibt wie im Jahr 1776 die "boßhaffte Weibs Persohn Maria Magdalena Fetzin von Kastell" ihr Leben lassen musste. Sie hatte in ihrer "hartneckigkeit auch harte Gefangenschaft" überstanden und ist "durch das Schwert unbußfertig hingerichtet worden".

Gewalt gegen Frauen ist ein Dauerthema der dunklen Jahre, die erst mit dem Beginn des Zeitalters der Aufklärung enden. Erst ab dann kommt es immer seltener zu den unseligen Hexenprozessen mit ihren bestialischen Foltermethoden, die "peinliche Befragung" genannt wurden oder gar "Gottesurteil". Die Malefizperson Maria Magdalena Fetzin von Kastell war

allerdings nicht als Hexe hingerichtet worden. Man warf ihr vielmehr vor, über "viele Jahr Manskleider getragen" und "nebst einer grossen Bande viel und gewaltsame Mord und Diebstahl" begangen zu haben.

Heute, so die Stadtführerin, die uns Mindelheim zeigt, werde das Tor während der Faschingszeit mit einem überdimensionalen Clowns-Kostüm zum größten Narren. Und mir gefällt der Gedanke, dass das einstige Sünderglöckchen inzwischen die Bespaßung einleitet. Wir waren direkt hinter dem Tor in die Pfarrstraße gegangen. Und während wir langsam auf die Pfarrkirche zugehen, deklamierte unsere Führerin aus der Geschichte der Stadt, dass hier bereits in vorchristlicher Zeit gesiedelt wurde, dass im 9. Jahrhundert die erste Kirche entstand, dass der Ort im 11. Jahrhundert erstmals urkundlich erwähnt wurde und im 13. Jahrhundert die Stadtrechte erhielt. 1365 kam Ulrich von Teck an die Macht, und die erste Blüte Mindelheims steht in engem Zusammenhang mit seiner Herrschaft. Vor allem aber mit seiner Frau, Anna von Polen. Und kurze Zeit später standen wir vor ihr...

In der Kirche zeigt eine Gedenktafel das ausdrucksstarke Antlitz der Gönnerin. Unweit davon das Grab ihres Ehemanns, neben ihm eine ihrer Nachfolgerinnen. Doch offenbar war keine mehr so wichtig für Mindelheim wie Anna, der die Stadt zwei Kirchen zu verdanken hat – unter anderem die, in dessen Turm wir jetzt stehen. Und weiter mit den Fingern den Weg abzeichnen, den wir durch Mindelheim gegangen sind: Irgendwo da, im Gewirr der engen Gassen, muss das Heimatmuseum sein, untergebracht in den barocken Räumen eines ehemaligen Franziskanerinnen-Klosters. Kunst, Möbel, Alltagsgegenstände – eine Lebenswelt, die in Teilen heute so fern wirkt wie die Naturvölker Papua-Neuguineas. Aber das hat sicherlich auch damit zu tun, dass ich mir mit meinen 1,93 Meter vor dem kurzen Bettchen vorkomme wie Gulliver.

Könnte das da das "Café K" sein? Ein winziges Gebäude, eine Stiege mit Stufen zu klein für meine Füße und Decken zu niedrig für meinen Kopf. Doch der Duft war zu gut, um daran vorbei zu gehen. Hier werden Kuchen gebacken, die verzaubern. Ursprünglich von der "Krippele-Rosa", die diesen Ort zum Museum ihres Lebens machte und irgendwann darin ewige Weihnacht beging – mit einer umfänglichen Ausstellung von Krippen. Räume wie aus einer Puppenstube. Ähnlich klein, ähnlich süß.

Genauso weiblich präsentierte sich die Congregatio Jesu. Das Kloster Herz Jesu ist ein jesuitischer Frauenorden, gegründet von Maria Ward. Ihr Anspruch war, die Bildung der Frauen zu verbessern. Und in klösterlicher Gemeinschaft zu leben – die das Herz Jesu verehrt. Es ist ein

Symbol der besonderen Selbstlosigkeit und Hingabe. So wie Jesus sich den Menschen opferte, die Hilfe nötig hatten, so kümmern sich auch die Maria-Ward-Schwwestern um die Nöte der anderen. Eine Urform der Mütterlichkeit, ohne Mütter sein zu können. Im Gegenteil. Aus Rom wurde Ordensgründerin Ward sogar vertrieben, und erst viele viele Jahre später erfuhren die frommen Frauen die Anerkennung, die ihnen lange verwehrt geblieben ist. Und die erst spät kam. Heute birgt das Kloster eine Realschule.

Zuletzt schließlich weist der Finger, nachdem die hübsche Maximilianstraße abgezeichnet wurde, auf den Boden zu unseren Füßen. Da liegt der Eingang zur Kirche, die wir gerade betreten haben, um die Turmuhren zu betrachten. Große Zeitmesser aus allen möglichen Epochen stehen da, manche arbeiten laut klacken vor sich hin, andere stehen stumm, der Zeit hoffnungslos ausgeliefert. Und doch schön anzusehen. Turmuhren hatten einst Macht über die Menschen. Die Faszination, die von ihnen ausgeht, ist immer noch groß. Nicht zuletzt, weil sie vor allem eins sind – groß. Man kann regelrecht zusehen, wie sie die Zeit erstellen.

Entlang der Stiege, die wir nach oben gegangen sind, hängt eines der längsten Uhren-Pendel. Es misst rund neun Meter und schwingt langsam im Rhythmus der Erdrotation, alle fünf Sekunden ein Tick. Man muss sich schon ein wenig zusammen reißen, es auf dem Weg nach oben, nicht zu berühren. Wann bietet sich schon die Gelegenheit, die Zeit anzufassen?

Weit geht der Blick über Mindelheim, über die Stadtgrenzen hinaus. Eine moderne Stadt im historischen Gewand, rund 15.000 Menschen leben hier. Sicherlich ist der Frauenanteil an der Bevölkerung Mindelheims nicht höher als in anderen Städten des Allgäus. Und doch kommt es einem so vor. Wir sehen die Mindelburg. Von innen sei die zwar nicht zu besichtigen. Aber dennoch lohne ein Besuch. Den verschieben wir auf den Nachmittag. Wo lag nochmal das Café K? Wir müssen unbedingt noch etwas erledigen...

Informanten. Alles Wissenswerte über Mindelheim, dazu tolle Stadtführungen.

Chronologen. Das Schwäbische Turmuhrenmuseum muss man besuchen.

Kuchen. Die beste Verbindung von Genuss und Heimatverbundenheit



## Ein Wasser-Waten. Der Fischer-Tag in Memmingen

Wir machen uns auf den Weg, erkunden die Städte des Allgäus in Rund- und Spaziergängen, Betrachtungen und Gesprächen. Wir? Eine Fotografin und ein Autor aus Hamburg, zwei erfahrene Reisejournalisten, die ihrer Sammlung an Länderpunkten einen neuen hinzuzufügen wollen – das Allgäu. Ein Stadtportrait von Susanne Baade und Dirk Lehmann

Es gibt Tage, da liebt man das Leben mehr als an anderen. Und an einigen dieser Tage sehen einem das die Menschen, denen man begegnet, auch an. Viele freuen sich mit einem, geben einem das Lachen, das man im Gesicht trägt, zurück. Oder verstärken es gar. Und machen so diese besonderen Tage noch spezieller als sie es ohnehin schon sind.

Die Wirkung der „emotionalen Ansteckung“ ist vor einiger Zeit in einem aufsehenerregenden Facebook-Experiment unter Beweis gestellt worden. Vereinfacht lässt sich das Ergebnis so zusammen fassen. Wer überwiegend negative Nachrichten in den Newsfeed der eigenen Facebook-Seite eingespielt bekam, hat auch selbst eher düstere Postings abgesetzt. Wer vor allem positive Nachrichten zu lesen bekam, dessen Texte motivierten auch eher.

Und so überrascht es uns nicht, dass wir an diesem Donnerstagmorgen 1. aus dem Flugzeugfenster auf ein heiteres Stück Bayern sehen: Wälder, Felder, Seen, Straßen, Häuser, Dörfer, eine Stadt. Dass wir 2. sicher und souverän landen im sonnigen Memmingen. Und uns, 3., die Frau von der Autovermietung nach kurzem Zögern doch statt eines VW Golfs das letzte verfügbare „Cabrio“ gibt – einen Fiat 500.

Der Kofferraum ist gerade groß genug für unsere Tasche, der Innenraum knapp groß genug für uns beide. Und doch fahren wir fröhlich in die Stadt hinein, die an diesem Wochenende eigentlich im Ausnahmezustand ist, von Donnerstag bis Sonntag, es ist Fischertagswochenende.

Fischertag? Durch Memmingen fließt der Stadtbach. Einst wurde der, wie es früher eben so war, vor allem als Kloake missbraucht: Die Gerber wuschen ihre Felle, man spülte seinen Unrat darin weg, der Bach verdreckte. So dass man beschloss, ihn einmal im Jahr zu reinigen. Und dafür wurde den Männern das Recht erteilt, mit ihren Käschern – hier Bären genannt – die Fische aus dem Wasser zu holen. Und wer die schwerste Forelle fängt, ist für ein Jahr der Fischer-König. „Schmottz, Schmottz, Dreck auf Dreck“, singen die Putzknechte, bevor sie in den Bach einsteigen dürfen.

Den Auftakt für das Wochenende bildet der so genannte Kindertag. Die Schüler ziehen durch die Stadt, bejubeln die Spielmannszüge, und machen sich dann an ein gemeinsames, zweites

Frühstück. Schon dessen Zusammensetzung rechtfertigt eine erste ethnologische Untersuchung, denn die Kinder bekommen eine „Brezge“ und eine „Schübling“ genannte Wurst.

Wir machen uns auf, die Herkunft dieser Speisen zu erkunden. Die Brezge heißt bloß so in diesem Teil des Landes. Zusammensetzung und Machart unterscheiden sich nicht von anderen Brezn oder Brezeln. Wir besuchen den Standhartinger Karl, der uns von vielen als einer besten Brezn-Bäcker der Stadt genannt wurde, und der uns in seine Backstube einlädt. Wir sehen ihm zu, wie er die langen Teigrollen durch die Luft wirbelt und schließlich zu einem Brezel formt. Selbst nach der x-ten Vorführung kriegen wir es nicht hin.

Leicht entmutigt, jedoch mit zwei Anschauungsstücken aus Profi-Händen versorgt, verlassen wir die Backstube. Und entdecken davor ein Schild. „Frische Brezn“ heißt es da. Wir sofort zurück. Hej, Meister, hast du uns nicht gerade noch einen Vortrag darüber gehalten, dass die Brezel in Memmingen Brezge heißt? Er lacht. Klar heißt die Breze Brezge, aber das g wird nur gesprochen, nicht geschrieben.

Mundartlich auch nicht viel einfacher stellt sich die oder das Schübling dar. Schon das Geschlecht der Wurst lässt sich kaum eindeutig bestimmen. Die Verkäuferin der Metzgerei Kleiber, von der es hieß, die mache die besten der knackigen Würste, konnte zwar die Zusammensetzung beschreiben, dass Rind- und Schweinefleisch verwertet werden, dass die Wurst dem Wiener ähnlich sei, vielleicht ein wenig gröber. Aber warum „Schübling“? Vielleicht weil man sie aus der Hand in den Mund „schübt“? Wir setzen uns mit dem Kindertagsgericht auf eine Parkbank an einem der viel Brunnen der Stadt. Eine Vegetarierin mit Brezge und ein Flexitarier mit zwei Schübling und einer Brezge.

Der eigentliche Fischertag findet am Samstag statt. Schon um 7 Uhr morgens strömen die Menschen zu Tausenden in die Innenstadt. Eine Kanone wird aufgebaut. Erst wenn ihr Knall ertönt, dürfen die Männer anfangen zu fischen. Die Männer? Ja, Frauen sind im Bach nicht erlaubt. Und in den Minuten des Wartens baut man sich dicht an dicht an dessen Rand auf, an Arkaden und Promenaden, auf Stufen und Bordsteinen, unter und auf Brücken, jeder auf der Suche nach der Pole Position.

Der Knall. Und die Männer springen ins Wasser, pflügen mit ihren Käschern durch den schnell vom aufgewühlten Sediment trübe werdenden Bach. Nur vereinzelt Jubel als Bestätigung, dass ein Fang gelungen ist. Dieses Jahr, da sind sich Beobachter und Teilnehmer einig, wird nicht so gut. Eine Frau, die ihren Mann begleitet, und die Aufgabe hat, die Fische in Eimern zu sammeln, sagt sie glaube die Forellen „wissen“ schon, was passiert, und zögen sich zurück. Und ein Zahnarzt, der uns ganz viel erklärt über den Brauch, den Verein, dem man mindestens zehn

Jahre angehören muss, und den Umstand, dass viele Fischer auch eine Art Stammplatz haben, er sagt: „In diesem Jahr sind zu wenig Forellen ausgesetzt worden.“

Mit ihm sprechen wir auch über die dunklen Seiten des Brauchtums. Ist es nicht Tierquälerei, was hier betrieben werde? Doch der Zahnarzt weist darauf hin, dass viele gefangene Forellen wieder in den Bach zurück kämen. Und dass die, die verspeist werden sollen, fachgerecht getötet würden. Die Fischertage seien kein Schlachtfest, sondern ein gesellschaftliche Ereignis. Er sieht das auf selber Ebene wie die Sanfermines, die Stierhatz in Pamplona...

Der Fischertag folgt auch derselben Ernsthaftigkeit. Schon nach wenigen Minuten hat es sich ausgefischt. Wer meint, etwas Vorzeigbares gefangen zu haben, geht zum Marktplatz. Eine Musi spielt, ein Moderator erklärt das Brauchtum, während seine Helfer immer wieder Fische in ein großes Bassin gleiten lassen, heraus angeln, kurz wiegen, zurück ins Bassin werfen. Schon bald steht der Sieger fest, 2370 Gramm wiegt die größte Forelle des Tages. Wer sie gefangen hat, ist eigentlich nicht wichtig, Hauptsache, es gibt einen Grund zum Feiern.

In aller Welt gibt es Feste wie dieses. Die Pferderennen in Siena, die Stierhatz in Pamplona, die Kuhkämpfe in der Schweiz. Es sind laute Veranstaltungen, eine Mischung aus Volksfest und Karneval, gewürzt mit einem Hauch Brauchtum. Und nach einer kurzen Adrenalin-Ausschüttung münden diese Feste vor allem in eine große Gaudi. In Memmingen wirft man sich ins Wasser, spritzt einander nass, alle sind ganz ausgelassen und hocken nachher umeinander auf den Bierbänken. Das wäre wahrscheinlich genau so auch ohne Wettangeln möglich. Wir sitzen noch mit ein paar jungen Leuten zusammen, trinken, lachen. Das Feiern macht Spaß.

Später stehen wir im Haus der Innungen Memmingens. Es ist eines der vielen historischen Gebäude, die im Zusammenspiel mit Stadtbach und neuem Pflaster, mit mild-warmem Wetter und der Heiterkeit einer überwiegend den Fußgängern gehörenden Innenstadt für jene freundliche Atmosphäre sorgen, die diesen hübschen Ort prägt. Eine Atmosphäre, die schon vor mehr als 500 Jahren ihre Wirkung getan zu haben scheint. Jedenfalls trafen sich hier die Bauern, um gegen ihre Unterdrückung aufzubegehren. Sie formulierten 12 Thesen, die von vielen heute als die Grundlage einer ersten Verfassung angesehen werden. Es sind Forderungen, die in ihrer Schlichtheit berühren, und die einem klar machen, wie weit wir es gebracht haben. Wir bummeln zurück zu unserem roten Cabrio. Wir hatten noch ein sehr leckeres Frühstück im Café Rau genommen. Uns noch in einem nur kurzzeitig geöffneten Privathaus die beeindruckende Kunstaussstellung „Odyssey“ von Robert Koenig angesehen, übermannsgroße Skulpturen als „Wächter der Erinnerung“. Und wir waren noch einem Schornsteinfeger begegnet, der euphorisch winkte, als – wir aus einer Laune heraus – beschlossen, ihn zu fotografieren. Es gibt Tage, da liebt man das Leben mehr als an anderen.

[Memmingen](#). Hier gibt es alle Infos zur Stadt.

[Café und Kuchen](#). Mit sehr beliebtem Sonntagsbrunch.

[12 Artikel](#). Aufbegehren für ein Stück vom Glück.

[Super Brezge](#). Auch wenn man das g wohl nicht schreibt.

[Nix für Vegetarier](#). Leckere Wurst und gute Schübling.